

leben aber trotz ihrer formalen Abschaffung weiter, ja sie realisieren sich teilweise erst heute in ihrer gesamten Hässlichkeit. Es ist wie der Schmerz im verlorenen Arm, außer dass ihnen der amputierte Arm, der schmerzt, hier der Gegenstand, über den sie nicht mehr verfügen können, nie wirklich gehörte. Das Phänomen des Fortlebens von Sachverhaltsansprüchen im Denken und Handeln der Menschen beschreibt der Ausdruck Phantombesitz. Zu beobachten ist dieser aktuell zum Beispiel im Umgang mit MigrantInnen an den Grenzen Europas und überall dort, wo Menschen zu Objekten gemacht werden, über die man mit Sachherrschaft zu verfügen versucht.

Ausgestreut mit diesen beiden Begriffen, widmet sich das Buch einer allgegenwärtigen Paradoxie: des Wissens darüber, dass jetzt in diesem Moment die Welt ein Stück mehr verensket (und wir weitermachen, als wäre dies nicht der Fall. Wie also dem Ganzen ein Ende und einem ganz anderen Ganzen einen Neuanfang bereiten? Um dies zu beantworten, denkt von Redecker traditionell sozialistische Begriffe wie Streiks, Solidarität und Rätedemokratie weiter und verbindet sie mit dem utopischen Potenzial moderner Technologien, wie zum Beispiel der Möglichkeit Amazons und Googles, Datensammlungen zu nutzen, um individualisiert planwirtschaftlich Bedürfnisse zu ermitteln. Gerade an diesen Stellen wünscht man sich als LeserIn weitere Ausführungen.

Von Redecker unternimmt in ihrem Buch den Versuch, ein neues Verständnis unseres Bezugs zur Welt zu etablieren. Sie rekurriert dabei immer wieder auf Netzwerke, Pfadflechte, Gezeiten, Kreisläufe, Jahreszeiten und versucht

damit den Begriff einer unbändigen Natur dem der Sachherrschaft gegenüberzustellen. Wir streben nicht im Austausch mit der Natur, dem es geradezu abzugeben gelte, betont von Redecker, nein, wir sind im wahrsten Sinne des Wortes verwurzelt in ihr.

Auch wenn sich von Redekers Naturbezüge zuweilen ungewohnt romantisch bis fast mystisch lesen, argumentiert sie hier weder vom Standpunkt des Kulturpessimismus aus noch für eine Rückkehr in einen Primitivismus. Dennoch bleibt unklar, wie eine moderne Welt ausssehen könnte, die einen unbändigen Naturbegriff ernsthaft verwirklichen möchte. Ist die Emanzipation von schicksalhaften Naturprozessen und somit auch ein In-die-Schranken-wegens ihrer Unbändigkeit nicht gerade das, was Zivilisation und menschliche Gesellschaftlichkeit miteinander ausmacht? Eine konkrete Darstellung der positiven Wirklichkeit eines myzelhaften Daseins findet man an manchen Stellen vage angedeutet, zum Beispiel wenn sich von Redecker auf indigene AktivistInnen Nordamerikas bezieht. Dessen Ziele hätten eine andere Qualität als die von wesentlichen politischen Kämpfern: Es geht nicht um ein Zurück zum Früher, sondern um eine gänzlich andere Beziehung zum Leben.

Revolution für das Leben, was ist damit gemeint? Von Redecker beschreibt die Revolution für das Leben nicht als Kampf gegen den natürlichen Tod. Abgeschafft werden soll stattdessen der soziale und unnötig verfügte Tod, verursacht zum Beispiel durch rassistische Polizeigewalt oder durch ein Zuviel an Lohnarbeit. Die Revolution für das Leben versteht von Redecker nicht als plötzlichen Knall, sondern als kontinuierlichen Kampf um ein Leben,

welches nicht auf dem Rücken der anderen ausgetragen werde. Ein solches Leben wäre laut ihr auch leichter zu verlassen. So gerne man das liest, so sehr vermisst man jedoch konkrete Ausführungen darüber, was eine Revolution im 21. Jahrhundert sein könnte. Von Redecker bleibt hier eher im Raum der Poesie, wenn sie zum Beispiel schreibt: „Revolution für das Leben, heißt auch einander zur Welt bringen, immer wieder, in jeder Situation“ (23ff).

Wenn es weiter heißt: „Wir könnten ein Gemeinwesen werden, das alle Gezeiten einbezieht und sich über sie abstimmt“ (28f), plädiert Redecker für einen „umsichtigen Kommunismus“ (ebd.), also einen, der nicht nur die Solidarität von Mensch zu Mensch, sondern die Solidarität von Mensch zu allem Leben hochhält. An manchen Stellen sieht sie den Keim eines solchen bereits quellen, etwa an Orten, die die reine Sachherrschaft nicht zuließen oder zurückdrängten, beispielsweise, als die Black Panther den Begriff der „Survival Pending Revolution“ einführten. Sie meinen damit konkrete überlebenssichernde Maßnahmen, die zwar nicht unmittelbar die Revolution brachten, aber bis zu ihrem Eintritt das Überleben der Community sichern sollten. Auf das Hier und Jetzt übertragen stellt sich damit jedoch die Frage: Wie viele der gesäten Keime sind tatsächlich Keime jenes „umsichtigen Kommunismus“ und wie viele sind einfach nur Gemüse eines alternativen Gartenprojekts?

Daniël Verbe

Ulrich Ruschig

Die Befreiung der Natur Zum Verhältnis von Natur und Freiheit bei Herbert Marcuse, Köln 2020 (Popyrösso) 115 S., 11,90 EUR

Herbert Marcuse hat sich in seinem Spätwerk mit der ökologischen Frage, resp. der Frage von Natur und Freiheit auseinandergesetzt, als diese Problemstellung noch eher eine untergeordnete Rolle spielte. Die Kernthese seiner Überlegungen, wie er sie in dem Kapitel „Natur und Revolution“ in seiner Schrift „Kontextrevolution und Revolte“ (1973) darlegt, lautet, dass die Befreiung der Menschen und der Natur von kapitalistischer Herrschaft ein inwendiges Verhältnis bilden, das heißt die eine nicht ohne die andere gelingen kann. „Die radikale Umgestaltung der Natur wird zum wesentlichen Bestandteil der radikalen Umgestaltung der Gesellschaft“ (Marcuse 1973, 63). Damit meint Marcuse als Zusammenhang die äußere wie innere Natur.

Ulrich Ruschig, ehemaliger Direktor am Institut für Philosophie der Universität Oldenburg, hat die Überlegungen Marcuses, die er für bahnbrechend und viel zu wenig beachtet hält, zunächst in einem Vortrag im Juni 2019 bei der Marcuse-Tagung in Hannover erörtert und in der vorliegenden Schrift weiter ausgearbeitet. Die triebtheoretischen Aspekte im Ansatz Marcuses hält der Autor, wie er andeutet, für den Diskussionszusammenhang nicht für relevant. Er konzentriert sich auf die philosophischen Begründungen des Verhältnisses von Natur und Herrschaft, Natur und Freiheit. Deren Hinterfragung führen Ruschig zu einer konzisen Analyse einer bei Marcuse aufgeworfenen Erörterung der Kant'schen Antinomien als „philo-

Widerspruchsl. Mündler
Zeitschrift für Ökologie, Nr. 71 (2021)

sophische Fundierung" und Legitimierung des „bürgerlichen Zugriffs auf die Natur". Diesen erblickt Ruscig ebenso in der begrenzten erkenntnistheoretischen Reflexion der Natur als Objekt, wie in der rechtsphilosophischen Legitimierung der Aneignung der Natur als Privatigentum, wie sie sich im Begriff der „Erlaubnislosigkeit" und vor allem im „Erlaubnisgesetz" niederschlagen. Von der Seite der praktischen Vernunft her gesehen ist für Kant, so Ruscig, allein der Mensch „Zweck an sich selbst", was seinen Grund darin habe, dass er „Subjekt des moralischen Gesetzes" sei. Das gelte nicht für andere Lebewesen, die „nicht als Zweck an sich" existieren und auch nicht „eine ideelle Antizipation der Freiheit" enthalten. Kant bestimmte zwar Lebewesen in der „Kritik der Urteilskraft" als „Naturzwecke" und meine damit, „dass an ihnen objektive Zweckmäßigkeit beobachtet werden" könne, weise aber, so der Autor, Marcuses signifikante Unterscheidung zu Kant hervorhebend, „explizit ab, dass ihnen ein Zweck-an-sich-Sein im Sinne eines *realer* Naturzwecks zukomme" (36 ff).

Die Argumentationsfiguren Marcuses aufnehmend und fortschreibend, macht Ruscig die Schwierigkeiten ihrer Begründung ebenso plausibel wie das Potential einer anderen Aneignung der Natur, das in ihnen enthalten ist. Die Kernfrage lautet: Wie lässt sich mit Marcuse „Befreiung der Natur" denken auf der Grundlage der materialistischen Dialektik, die Natur nicht als ursprüngliche, sondern das Verhältnis Mensch – Natur als gesellschaftlich-geschichtlich-ches durch sinnlich-praktische Tätigkeit vermitteltes reflektiert?

Es sind zwei im Zusammenhang stehende Argumentationsstränge Marcuses, die Ruscig diskutiert: Zum einen von

der subjektiven Seite her gesehen eine auf die *Qualitäten* der Natur ausgehende Wahrnehmung und Reflexion der Natur, von der objektiven Seite her gesehen das Verständnis der „Natur als Subjekt eigenen Rechts" (Marcuse). Der letztere Aspekt erfährt in Ruscigs Überlegungen eine besondere Gewichtung. In ihm erblickt er die philosophische Begründbarkeit eines auf die Natur übertragbaren „Herr-Knecht-Verhältnisses" und damit die Möglichkeit, Herrschaft vom Menschen über Menschen und Herrschaft über die Natur, vermittelt durch das Kapitalverhältnis als inwendigen Zusammenhang, zu bestimmen. Doch wie will man Natur „als Subjekt eigenen Rechts", das heißt, Natur um ihrer selbst willen daseiend ohne die Setzung einer Teleologie (Gott, das Kapital, das bürgerliche Subjekt) – eine Problematik der sich Marcuse bewusst war – begründen?

Marcuse rekurriert auf die in die Antike zurückreichende Idee der Wiedererinnerung – er verweist den Descartes'schen Begriff der „eingeborenen Ideen" – Ruscig direkt an die antike Tradition anknüpfend den Begriff des „eisotrischen Moments". Beide Denker sehen darin nicht einen Rekurs auf die Vorstellung ursprünglicher „Wesenheiten" wie in der idealistischen Philosophie, sondern gehen, der Geschichtlichkeit des Verhältnisses Mensch – Natur bewusst, über Platon und Descartes hinaus. Marcuse reflektiert in diesem Gedanken die in jeder Stufe der Wirklichkeit nicht realisierten Möglichkeiten. Wie schon bei Marcuse angedacht, konkretisiert Ruscig diesen Gedanken, den er als das idealistische Moment im dialektischen Materialismus bezeichnet, als Fingedenken einer Eigenheit der Natur angesichts ihrer Zerstörungen, Entstel-

lungen, Verformungen, Verstümmelungen unter kapitalistischen Verhältnissen, was er durch zahlreiche drastische Beispiele belegt. Dem gegen Marcuse aus der Perspektive der Wissenschaft, welche die Natur als rein logisches Konstrukt erfasst, erheben Vorwurf des Rückfalls in die Metaphysik, hält Ruscig entgegen, „dass der ab Mitte des 20. Jahrhunderts in der Wissenschaft Biologie entwickelte biologische Artbegriff ein dialektisches Moment in den Linklang mit der Kausalität nach Gesetzen der Natur bringt, ja, dass zur Erklärung des Lebens der Arten in Populationen dieses dialektische Moment anzunehmen sich als notwendig erweist" (vgl. Anm. 6, S. 14). Ruscig bezieht sich in seinen Literaturangaben auf den Evolutionsbiologen Ernst Mayr, führt dies aber nicht weiter aus.

Als Konsequenz dieser Überlegungen postuliert Ruscig eine Moralität, die dem Kapitalverhältnis, das keine Moral kennt, entgegengesetzt ist, die sich nicht nur als die Einsicht der Natur in ihre objektive, reale „Zweckmäßigkeit", sondern auch als die Verpflichtung zu ihrer praktischen Befreiung versteht.

Mit dieser Konzeption der Verbindung zwischen dem Faktischen der Natur und ihrem Sein für uns, verbindet sich eine Revision der theoretischen Konzeption der Sinnlichkeit, der Marcuse eine konstitutive Rolle bei der Formung des Verstandes in Form von Synthesen bei der Erfahrung und Wahrnehmung der Welt beimisst. Marcuse bezieht sich hier auf den frühen Marx der ökonomisch-philosophischen Manuskripte, der die Emanzipation der im Kapitalismus deformierten Sinne als Element des sozialistischen Fortschritts postulierte. Mit diesem Gedankengang vermittelt Marcuse den dialektischen Zusammenhang

zwischen innerer und äußerer, subjektiver und objektiver Natur. Wie Marcuse hebt auch Ruscig in diesem Kontext die antizipative und emanzipative Bedeutung des Ästhetischen, das Potential durch das Kunstschöne das Naturschöne zu vermitteln, hervor.

Ulrich Ruscig macht in seinen an Marcuse anknüpfenden Überlegungen deutlich, dass der Widerspruch zwischen Kapital und Natur unaufhebbar ist, wie er in der seine Schrift abschließenden „systematischen Skizze zur Notwendigkeit des Widerspruchs zwischen dem Kapital und der Natur und zu dessen Verlaufsform", resümiert. Wie bei Marcuse impliziert dies ein antizipatives Bewusstsein, das die Schranken einer abstrakten, instrumentellen Bestimmung der Natur kritisch reflektiert. Die Mühe, sein in eindringlichem Gestus geschriebenes und mit vielen Beispielen belegtes, aber nicht leicht zu verstehendes Buch zu lesen, lohnt sich, vermittelt es doch Einsichten, die auch einem technokratischen „grünen Kapitalismus" widersprechen.

Georg Koch

Wolfdietrich Schmied-Kowarzik
Vom Gott der Philosophen
 Religionsphilosophische Erkundungen, Freiburg/München 2020
 (Alber), geb., 560 S., 49,- EUR

Das vorliegende, im Wesentlichen aus 17 Einzelstudien bestehende Panorama der neueren Religionsphilosophie leitet der Autor mit dem Hinweis ein, die Philosophie frage nach Gott anders als die Religion, insofern diese die Frage nach Gott recht eigentlich gar nicht kennen, weil den Glaubenden die Existenz Gottes von vornherein als selbstver-